

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 289.

Montag, 10. Dezember.

1928.

(2. Fortsetzung.)

Herbert Godebrechts Sendung.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Georg Julius Petersen.

„Ich hatte eine goldene Uhr“, sagte Herbert Godebrecht.

„Ah! ...“ Der Fremde machte ein pfitfliches Gesicht. „Und nun vermuten Sie ...“

„Was?“

„Daß ... na, sagen wir mal, daß der alte Roberts sie aufgekauft hat, was?“

„Fehlgeschossen ... Aber wozu die Winkelzüge. Ich habe Vertrauen zu Ihnen; haben Sie Lust, sich ein Stück Geld zu verdienen? ... Der Althändler hat eine schöne Tochter.“

„Aha! Darauf läuft's hinaus.“

„Ich vermute, Sie wohnen in der Gildengasse.“

„In einer Nebenstraße. Ich kenne aber die Gildengasse genau.“

„Das genügt ... Ich möchte diese Tochter einmal wiedersehen.“

„So kennen Sie Fräulein Thea?“

„Heißt sie so?“ lautete die Gegenfrage, darauf verzank Herbert in ein Träumen, das der Fremde nicht zu unterbrechen wagte. „Ja“, sammelte er sich endlich,

„Ich möchte dies Mädchen einmal wiedersehen. Wenn Sie mir die Nachricht zukommen lassen können, daß Fräulein Roberts das Haus verlassen hat und daß Sie wissen, wohin sie gegangen ist ... Sie müssen ihr eventuell folgen ... dann sichere ich Ihnen eine anständige Belohnung zu; sind Sie damit einverstanden?“

„Das kostet aber viel Zeit.“

„Es wird Ihnen nicht schwer fallen, auszukundschaften, um welche Zeit Fräulein Roberts Besorgungen macht, die längere Zeit beanspruchen. Vertrauen gegen Vertrauen. Hier haben Sie vorläufig zwanzig Mark, und hier meine Adresse und Fernrufnummer. Sie sehen, ich stehe der Polizei so fern wie möglich.“

Der Fremde studierte, nachdem er den Geldschein geborgen hatte, die Visitenkarte mit großem Interesse.

„Sie können sich auf mich verlassen, Herr Godebrecht“, sagte er sehr höflich. „Hätten Sie durchblicken lassen, daß Sie Ihre verschwundene Uhr suchten — dabei möchte ich lieber nicht mithelfen. Aber dies ist ja nur ein kleines Liebesabenteuer, was?“

„Ich gestatte Ihnen gern, zu mutmaßen, was Sie wollen.“

„Außerdem bin ich zurzeit erwerbslos. Mit meinem Beruf — ich bin Feinmechaniker — ist es schlecht bestellt. Junge Kräfte, das ist die Lösung, die alten können humpeln gehen.“

„Schlimm. — Also, dann wären wir uns einig, Herr ... Herr ...“

„Schumann. — Ich werde mein Möglichstes tun, Herr Godebrecht.“

Herbert zahlte und betrat mit Schumann die Straße, sie verabschiedeten sich mit einem Händedruck.

3.

Es war nach sieben Uhr, als Herbert in seiner Wohnung anlangte. Er hatte bei einer verwitweten Landgerichtsrätin, die ihre Wohnung in sehr vornehmer

Gegend nur durch Abvermieten behalten konnte, zwei Zimmer inne. Schon beim Betreten des Flurs kam ihm die alte Dame entgegen.

„Ich habe mich schon um Sie gekümmert, Herr Godebrecht“, sagte sie lebhaft, „aber nun kommen Sie, das Essen wartet.“

Herbert betrat das Speisezimmer, wo noch für ihn gedeckt war. Er aß und ging dann in sein Wohnzimmer hinüber, wo zwei Briefe auf dem Tisch lagen; der eine kam von Bindewald, der wieder einmal zwei Freikarten für die morgige Opernaufführung schickte, und der andere von Onkel Franz; diesen las Herbert mit wachsendem Verdruß. Die alte Geschichte! Immer wieder diese Betteleien um Geld, dabei hatte sich der Onkel nie um den elternlosen Neffen gekümmert, so lange jener selbst im Wohlstand gelebt hatte. In plötzlichem Groll entfiel der junge Mann sich des häßlichen Streites, der jahrelang zwischen dem selbstlosen Vater und dem durch und durch egoistischen Onkel geherrscht hatte, und nur des lieben Geldes wegen.

„Keinen Pfennig“, entschied er laut. —

Am nächsten Abend war er mit der Landgerichtsrätin in der Oper, nach Schluß setzte er die alte Dame in ein Auto, er selbst verfügte sich in das Theaterrestaurant, wo er mit seinem Freunde, dem Kapellmeister, der heute dirigiert hatte, und noch ganz unter dem Eindruck seines Erfolges stand, zusammentraf.

Von den Künstlern, die um den ovalen Stammtisch saßen, wie ein alter Bekannter behandelt, verbrachte Herbert eine anregende Stunde; als Bindewald aufbrach, schloß er sich diesem an.

Ein leichtes Schneetreiben hatte eingesetzt, die beiden jungen Männer schlugen den Mantelkragen hoch.

„Der erste Schnee in diesem Jahr“, bemerkte der Kapellmeister, „ich werde morgen meinen Schlitten vom Boden holen und rodeln.“

„In den Anlagen?“ lächelte Herbert.

„Wo sonst? ... Ah, du meinst, das schade sich nicht für einen ausgewachsenen Menschen! ... Eigentlich sonderbar, daß in der Stadt auffällt, was in der freien Natur als eine Selbstverständlichkeit erscheint.“ Seine Augen strahlten unter der Hutkrempe Herbert an, wurden dann aber plötzlich ernst. „Weshalb hast du dich Weihnachten gar nicht mal bei uns sehen lassen? ... Nicht nur meine Eltern haben dich vermisst, sondern auch Ruth.“ „Hat sie das gesagt?“

„Nicht gesagt. Und doch konnte es ein Blinder mit dem Stoch fühlen.“

Herbert schwieg mit zu Boden gesenktem Blicke. „Deine Schwester war mir nie ganz gleichgültig“, entgegnete er endlich.

„War?“

„Laß mich austreden, Walter. Sie ist es mir auch jetzt nicht. Aber diese Empfindung, die mich sonst mit Sicherheit an einem der Festtage zu euch geführt hätte, ist von einer andern verdrängt worden.“

Bindewald blieb mitten auf dem Bürgersteig stehen. „Das klingt ja sehr geheimnisvoll“, löste sich sein Staunen.

„Es ist jetzt halb zwölf“, sagte Herbert. „Wenn es dir recht ist, begleite ich dich in deine Wohnung, du sollst dann alles hören.“

Sie nahmen ein Auto, nach zehn Minuten waren sie in Bindewalds Wohnung angelangt. An den Wänden hingen unzählige, mit eigenhändigen Widmungen versehene Photographien berühmter Sänger und zwei goldene Lorbeerkränze. Auf den Stühlen, ja selbst in einer Ecke des Fußbodens lagen Noten, Klavierauszüge, Partituren bunt durcheinander; Herberts Sinn für Ordnung stieß sich immer wieder an dieser „Eigenerwirtschaft“. Heute schwieg er. Er machte den Klavierhock frei und setzte sich. Bindewald holte Zigaretten und eine Viskerflasche herbei.

„Bediene dich, Herbert, und dann berichte.“

Die erste Aufforderung wurde ausgeschlagen, die zweite befolgt; der Kapellmeister hörte gespannt zu.

„Und du bist ganz sicher, daß die Tochter dieses Althändlers und Fehlers dieselbe war, mit der du Heiligenabend zusammenwarst“, äußerte er endlich.

„Ganz sicher.“

„Und du hast die Polizei nicht davon verständigt?“

„Nein. Zudem fehlt mir jeder Beweis, daß das junge Mädchen eine Taschendiebin ist.“

„Der läßt sich erbringen. Leute dieses Schlages stehlen nicht zum ersten Male, sie sind der Polizei bekannt, und wenn du Uhr und Pelz auch eingestohlen hast und beides vielleicht nie wiederbekommst: ist es nicht Pflicht, seine Mitmenschen vor ähnlichen Verlusten zu schützen, indem man die Diebe beim Kraken faßt? Hier wäre Schweigen unmoral.“

„Das habe ich mir auch schon mehr als einmal gesagt. Und ich denke auch gar nicht daran, mit gekreuzten Armen zuzusehen.“ „Wie ist das zu verstehen?“

„Daß ich die Tochter des Althändlers zum Reden bringen will.“ Bindewald verzog spöttisch die Lippen, Herbert sah es. „Sie ist keine abgefeimte Diebin“, setzte er erregt hinzu. „Wie sie mich durch die Portiere ansah, das hat mich bewegt; ich möchte glauben, daß hier irgend etwas nicht stimmt.“

„Ach, Herbert, dein gutes Herz und deine nicht unbedeutende Phantasie führen dich mal wieder auf den falschen Weg. Du witterst wohl gar ein Geheimnis.“

„So etwas Ähnliches vielleicht.“

„Und wenn du es enthüllt hast — was dann?“ Herbert zuckte die Achseln. „Erlaubst du, daß ich Ruth von dieser Geschichte erzähle?“ fragte Bindewald nach kurzem Überlegen.

„Gewiß. Und wenn du durchblicken lassen wolltest, daß die Teilnahme für die Tochter des Althändlers nichts mit dem gemein habe, was ich...“ Herbert wurde plötzlich rot und sah vor sich hin.

„Was?“ fragte nach einem Abwarten der Kapellmeister.

Statt eine Antwort zu geben, erhob Herbert sich fast ungestüm. „Grüße deine Eltern und Ruth von mir“, sagte er, ohne den andern dabei anzusehen. „Am Neujahrstage mache ich ihnen den üblichen Besuch. Auf Wiedersehen, Walter.“

Bindewald hatte den Scheidenden bis an die Haustür gebracht, nun sah er ihm solange nach, bis ihn der wirbelnde Schnee unsichtbar machte. Kopfschüttelnd ging der junge Kapellmeister wieder nach oben; er wohnte bei fremden Leuten, seine Mutter konnte das ewige Klavierspielen nicht ertragen.

4.

In der Gildengasse lieferten die Kinder sich eine Schneeballschlacht. Das war ein Gefreische und ein Gelärm, daß die Erwachsenen stehenblieben und der Sipo, ein langer junger Mensch, zu überlegen schien, ob dies Treiben sich wohl mit der Straßenordnung in Übereinstimmung bringen lasse; ein mildes Gefühl in ihm siegte, denn er setzte seine Runde fort, bis ein Klirren und Splittern ihn aufschreckte. Er drehte sich auf dem Absatz herum, im selben Augenblick sah er die gesamte Jugend nach allen Richtungen davonschießen. Im Umsehen war die Straße von Kampflustigen gesäubert.

Der Sipo kam herein. Da lagen die Zeugen eines verfehlten Wurfes, und da stürzte auch schon zeternd der alte Händler vor seine Tür. Die Straßenlaterne warf ihr volles Licht auf das von Wut verzerrte Gesicht. Ein Hagel von Schimpfworten ergoß sich über die geflohene, aber in ihren Verstecken (den Hauseingängen) lauschende und sichernde Straßenjugend und schreckte selbst vor der heiligen Ordnung, die sich in dem sein Notizbuch zückenden Sipo verkörperte, nicht zurück.

„Nun man sachte“, begütigte dieser den Erboften. „Wir werden den Tatbestand drinnen aufnehmen“, setzte er hinzu, als sich ein Kreis von Neugierigen zu bilden begann.

In dem kalten, unfreundlichen Laden nahm er dann den „Tatbestand“ auf, dabei ergab sich, daß die Ladenscheibe nicht versichert war.

„Wozu laufen Sie denn eigentlich herum?“ kreischte der Althändler in neuentfachtter Wut. „Warum verbieten Sie der Bande nicht das Schneeballwerfen? Ich werde mich an Sie halten, für die Ladenscheibe kommen Sie mir auf.“

„Meinen Sie, ich kann jedem Jungen, der mit Schneebällen wirft, nachlaufen?“ erwiderte der junge Beamte. „Ebensogut könnte ich Sie fragen, weshalb Sie Ihre Ladenscheibe nicht versichert hatten.“

„Das geht Sie nichts an.“

„Aber vielleicht geht es mich etwas an, wenn Sie abends nicht pünktlich schließen. Wenn Sie Gewicht darauf legen, daß ich in Zukunft ein aufmerksames Auge auf Ihren Laden werfe, dann soll es gern geschehen; darauf verlassen Sie sich.“

Diese Sprache machte Eindruck.

„Thea!“ rief der Händler nach kurzem Schweigen.

Die Portiere im Hintergrunde teilte sich, die Gerufene wurde sichtbar, näherte sich aber nicht.

„Weshalb bist du nicht im Laden geblieben, solange die Bengels da draußen mit Schneebällen warfen? ... Antworte!“ „Es war hier so kalt, Vater.“

„Kalt! ... Du wirst jetzt das ganze Fenster ausräumen, und über Nacht wirst du hier Wache halten. Meinetwegen schlag' dir hier ein Bett auf, aber Gnade dir Gott, wenn morgen früh etwas gestohlen ist.“ Er richtete seine wimperlosen, geröteten Augen feindselig, fast gehässig auf den Beamten, der unschlüssig diesen Befehl mit angehört hatte.

„Ich werde meinem Kameraden, der heute nacht Sträßen dienst hat, sagen, daß er hier jedesmal klopft, wenn er vorbeigeht“, sagte der junge Mann.

„Das lassen Sie nur sein“, bemerkte der Althändler rasch.

„Warum?“

„Strafe muß sein.“

Zögernd und mit einem mitleidigen Blick auf das junge Mädchen entfernte sich der Sipo.

(Fortsetzung folgt.)

Wochen ohne Post.

Von Siegfried von Wesesack.

Morgensterns Palmström konnte bekanntlich nicht ohne Post leben, so daß er sich „ein Quartal gemischte Post“ bestellte. Ich meinerseits habe das Gegenteil getan: ich bin meiner Post entflohen. Das ist nicht so einfach, wie man denkt. Fünfmal mußte ich mit Frau und Kind den Ort wechseln, viermal die Grenze überschreiten, bis es mir endlich gelungen ist, allen Nachforschungen zu entkommen.

Und nun freue ich mich jeden Tag, jede Stunde, daß kein Mensch „sich mir mittelt, auf Schritt und Tritt an mich denkt“. Jedenfalls erfahre ich nichts davon. Und auch ich selbst schreibe keine Briefe, keine Karten. Statt dessen liege ich im Sande am Meer, sammle eifrig mit Frau und fünf-jährigem Jungen bunte, glattgeschliffene Steindchen und gekrauselte, wie Schmetterlingsflügel gezeichnete Muscheln, gehe langsam auf dem flachen, vom Schaum der Brandung überspülten Sande ins Meer, lasse mich von den kristallklaren, noch jetzt im Dezember warmen Wellen schaukeln, tauche auf in die blaue Unendlichkeit über mir, und bin restlos glücklich.

Wenn irgendwo, dann ist hier das Paradies auf Erden. Eine idyllische, von dunkelgrünen Pinien- und Zypressenhöhen umsäumte, nach Süden und Osten dem Meer zu

öffnende Bucht. Eingenistet in den Gang der Berge, im Salzgrund dieser Bucht, ein altes, malerisches Fischerdorf mit eng aneinandergepreßten, hellbraun und rötlich getönten, flachdachigen Häusern, winkligen Gassen, eisenumgitterten Balkonen, langen, schmalen, grünen Fensterläden, die wegen der Hitze fast immer geschlossen sind.

In der Mitte der Bucht, wo sich der Strand ein wenig erweitert, befindet sich „der Platz“, beschattet von graustämmigen Platanen, breiten, mächtigen Palmen, die mit ihren dicken, gerippten Baumstrünken und fächerartig gespreizten Blätterstielen wie ungeheure Röhrlrüben aussehen. Hier, auf dem Platz, liegen die weißen, gewölbten Leiber der Fischerboote, hier werden die dunkelbraunen Netze ausgedreht, getrocknet und geklärt, hier spielt das ganze Dorf nachmittags mit kleinen, runden Steintugeln ein Spiel, dessen tieferen Sinn ich noch nicht begriffen habe, das aber, nach der Erregung der vielen Zuschauer zu urteilen, äußerst spannend sein muß. Und hier, — im Vordergrund die breitbeinigen Fischer und Matrosen, im Hintergrund das tintenblaue Meer mit den blassen Konturen der im Sonnendunst schimmernden Inseln, — befindet sich „das Café“, dessen einziger, treuer Stammgast ich zur Zeit bin. Hier trinke ich nachmittags meinen schwarzen Kaffee, rauche eine Zigarette und lese die Zeitung. Diese Zeitung ist meine einzige Verbindung mit der Welt. Da sie aber in einer fremden Sprache gedruckt ist (in welcher, das verrate ich nicht!), bringt alles, was da draußen geschieht, merkwürdig und angenehm herüber, wie hinter einer dicken, dicken Glascheibe, in mein Bewußtsein. Sensationsprose, Ministertrien, Parteigezänk, — es ist überall dasselbe, aber in der fremden Sprache klingt es unwirklich, geheimnisvoll, wie in eine traumhafte Sphäre entrückt. Und ist dieser ganze Ort, dieser Platz mit den weißen Booten und fächerartigen Palmen, mit den dunkelhäutigen Fischern und dem leuchtend flammenden Silber und rötlich, wie Perlmutter glimmernden Meer nicht ein Traum, eine Theaterkulisse, — zu schön, um wirklich zu sein?!

Weiße Segeldreiecke ziehen über den nur leicht gekräuselten Spiegel. Ganz weit am Horizont taucht dann und wann die braune Rauchfahne eines Ozeandampfers auf und versinkt wieder in der Unendlichkeit. Hier liegt kein Dampfer an. Nur einmal kamen Segelschiffe, mächtige Dreimaster, und hielten draußen, am äußeren Rande der Bucht, wo der kleine Fluß sich zwischen flachen Sandbänken in das Meer ergießt. Über Holzblöcke wurden schmale Bretter vom Schiff ans Land gelegt, mulattenbraune Burschen mit verzogenen Gesichtern, nur von losen, flatternden Hemden bekleidet, rannten über den schwanfenden Steg ans Land, und wieder vom Land aufs Schiff, spitze, geflochtene Körbe auf den Schultern, die sie mit gelbem Sand füllten und auf dem Schiff ausleerten. Alles ging mit affenartiger Geschwindigkeit vor sich und sah aus, als plünderten hier Piraten. Aber es gibt hier noch viel Sand, und die Brandung spült immer neue Schätze ans Ufer, so daß wir uns nicht zu ängstigen

brauchen. Gegen Abend segelten die Piraten mit schwer beladenen Schiffen ins offene Meer hinaus.

Die Sonne fällt schnell, wie ein Stein, hinter die Berge, und schnell, wie ein schwarzer Vorhang, sinkt die Nacht über das Meer. In zehn Minuten findet völliger Szenenwechsel statt: Sterne am Himmel, Lichter an der Mole blühen auf, die Laternen werfen die zackigen Schatten der Palmbüsche auf die Straße, eilig weht es wie aus einem Keller. Aus der Fischerkneipe schmettert ein altes Grammophon einen Tanzsänger. Eine weiche, volle Männerstimme nimmt die Melodie auf und trägt sie durch die nächtliche Gasse. Zigaretten glühen in der Dunkelheit, Pärchen schlendern vorbei, Mädchengelächter flattert. Liebe hier, wie überall, aber unbefruchteter, unbekümmerter, wie mir scheint, als unter nordischem Himmel, unter Regenwolken und grauem, drückendem Nebel.

Entronnen dem Nebel, dem Regen, der Post. Da komme ich am kleinen Postgebäude vorbei, das merkwürdig spät, wie eine Theaterkulisse, zwischen zwei Strahlen dasteht, — und es zuckt durch meinen Kopf: ob wohl dort Briefe für mich liegen? Schön der Gedanke ist beunruhigend.

Schnell gehe ich noch einmal an den Strand, sehe den weißen Schaum der Brandung im schwachen Licht der Laternen aufleuchten und versinken, höre das Auf und Nieder der sich überschlagenden Wellenkämme, dieses Brausen, das seit Jahrzehnten braust. Und in mein Zimmer zurückgekehrt, höre ich noch im Schlaf den gleichmäßigen Atem des Meeres, seitlos und urweltlich, und schlafe beruhigt ein.

Liebe.

Von Jo Hanns Rösler.

Es war einmal ein junges Mädchen. Dem sagte die Mutter: „Hüte dich vor den Männern. Liebe ist Leid, Liebe ist Last.“

Es war einmal ein junger Mann. Dem sagte der Vater: „Hüte dich vor den Mädchen. Liebe ist Leid, Liebe ist Last.“

Und es trafen sich das junge Mädchen und der junge Mann.

Da sagte das junge Mädchen: „Nicht wahr, Geliebter, du bist nicht so wie die anderen Männer? Liebe ist nicht Leid, sondern Leben.“

Da sagte der junge Mann: „Nicht wahr, Geliebte, du bist nicht so wie die anderen Mädchen? Liebe ist nicht Last, sondern Lust.“ Und sie heirateten sich.

Und sie bekamen Kinder. Einen Jungen und ein Mädchen.

Nach Jahren sagte die Mutter zu ihrem Mädchen: „Hüte dich vor den Männern. Liebe ist Leid, Liebe ist Last.“

Und der Vater sagte zu seinem Jungen: „Hüte dich vor den Mädchen. Liebe ist Leid, Liebe ist Last.“

* * * Weihnachts-Büchertisch * * *

Romane, Novellen, Erzählungen.

Ein deutscher Roman im echten Sinne des Wortes, der in unserer Zeit bei der Hochflut von phantastischen und überfünftlichen Romanen geradezu wie eine Wohltat berührt und starken Widerhall finden wird, ist das neue Werk des erfolgreichen Autors Gustav Rohne: „Die Sippe der Ahlenflocks.“ (Fr. W. Grunow, Leipzig G. 1.) Prachtvolle, kerndeutsche Gestalten, lebenswahr, gesund und blut-echt, treten vor den Leser hin. Mit packender Tragik und steter Spannung weiß der Dichter ihre Seelenkämpfe zu schildern, die ihre harmonische Lösung in der Liebe zur Scholle und in dem Glauben an das Vaterland finden. — Das römische Weltreich und das keltische Helvetien sind die Schauplätze von Hans Schrag's historischem Roman „Aventicum“ (Amalthea-Verlag, Wien), den drei parallel laufende Liebesgeschichten, die Schilderung zweier hervorragender helvetischer Familien, die Bluttäter Nero und Vitellius und die heillosen, gerechten und staatsmännlich hervorragenden Imperatoren Galba und Vespasian eindringlich beleben. — In dem Roman „Euliane Gilden“ von Wih. Kunde (G. Grote, Berlin) stellt sich ein junges Talent von harter Einfühlungs- und Empfindungskraft vor, der ein nicht einmal ungewöhnliches Mädchenschicksal und mit ihm die Kraft des Leidens und Schweigens überzeugend einprägsam schildert. — Ein starkes Buch ist Edwin Erich Dwingers Roman „Das letzte

Opfer“ (Otto Kuithow, Verlag, Lübeck). Eine Frau opfert sich, um dem Manne sein Ideal zurückzugeben. Der junge Dichter, durch den Roman „Korsakoff“ bereits bekannt, weiß auch diesmal durch den Stoff sowohl als auch durch die Schilderung zu fesseln. — Ernst Lange schildert in dem Roman „Die Zerrissenen“ (Drei-Regel-Verlag, Berlin NW. 21) Kampf und Abwehr, Ermatten und Entgeissen einer Frau aus bürgerlichen Kreisen. Den zartesten Regungen einer Frauenseele ist mit feinfühligster Kunst nachgespürt. — Hans Lands neuer Roman „Majas Traum und Erwachen“ (Verlag Dr. Willmar Schwabe, Leipzig D. 29) bedeutet diesmal eine besondere Überraschung. Mit der spannenden und psychologisch überaus fein durchgeführten Handlung aufs engste verflochten ist ein Thema, das gegenwärtig nicht nur die medizinische Tagesfrage bildet, sondern im Mittelpunkt des allgemeinen öffentlichen Interesses steht: die Homöopathie. Bedeutsame Ereignisse unserer Tage bilden den Hintergrund des Berliner Romans. — Phantasie und Leben in spannungsvollem Wechsel bilden den Inhalt von Hanns Heinz Ewers' „Fundvoge!“ die Geschichte einer Wandlung. (Sieben-Stäbe-Verlag, Berlin NW. 6). Mit seiner Lust am Absoluten denkt Hanns Heinz Ewers das Experiment geschlechtlicher Umwandlung zu Ende, stellt es in den Mittelpunkt buntesten Lebens, — verflücht es zu einer Geschichte von Elend und Leid, Sonne und Lust, Zigeunerviertel und Milliardärsleben in New York, geheimnisvolles Barock in

Brizen, Bummelleben in Paris. — Ein liebenswürdiger, flott geschriebener Roman ist Wils. Lichtenbergs „Die Ritty Pitty A.G.“. Ein heiterer Film in 43 Akten. (Merlin-Verlag, Baden-Baden.) Eine lustige Geschichte über Amerika und die Amerikaner. — Tüde des Objekts und Spul des Alltags in gegenständlicher Darstellung werden von A. M. Freys „Gelächter und Gelächter“ (Dr. Ludwig Hänschel u. Ko., Göttingen) zum Vorwurf grotesker Kurzgeschichten genommen. Der zwerchfellerschütternden Wirkung der „Gesellschaftsreise“ und „Turne zu Hause“ dürfte sich niemand entziehen können.

Americana.

Seit Sinclair Lewis und Theodor Dreiser uns mit der hochentwickelten Kunst moderner amerikanischer Erzähler bekannt gemacht haben, hat eine Hochflut amerikanischer Übersetzungen eingesetzt. Berechtigt ist vor allem die Übertragung von Ernest Hemingways „Fiesta“ (Ernst Rowohlt, Verlag, Berlin W. 35). Es ist der Roman der amerikanischen Bohème, die an sich und allen Werten verzweifelt, die in Europa liebt, trinkt, bört und angest. Ein Buch von heute in der kühnen Unmittelbarkeit seines Ausdrucks, voll ergötzlicher Dialoge. — Von anderer Art, aber ganz vom Rhythmus New Yorker Lebens erfüllt, ist Nathan Als „Als die Firma verkrachte“. (Klitten und Loening, Frankfurt a. M.) Vom Chef bis zum letzten Angestellten werden die verschiedensten Charaktere enthüllt, wird die Situation geschildert, in der sie sich plötzlich nach einer geschäftlichen Katastrophe befinden, aus der sie überaus mit amerikanischer Kampferfreude wieder einen Weg in geordnete Verhältnisse finden. Ein spannungsvolles Buch und trotz der Katastrophe nicht ohne Humor. — William C. Bullitt stellt in dem Roman „So etwas tut man nicht“ (Drei-Masken-Verlag, München) einen in der Tradition seines Elternhauses und seiner Vaterstadt aufgewachsenen, durch seine Stellung in der Öffentlichkeit in berufliche, durch Begegnungen mit Frauen in menschliche Konflikte geratenen Ehemann, der mehrmals sein Leben in Gefahr bringt, an dem allmächtigen, ungeschriebenen Sitten- und Moralcode zu scheitern, der befiehlt und verdammt: So etwas tut man nicht! — Im gleichen Verlag erschien von Harry Kemp „Johnnie, Bagabund des Lebens“, die Lebensbeichte eines Dichters, der die halbe Welt, vor allem aber Amerika, kreuz und quer durchwandert hat und nun mit unerhörter Offenherzigkeit, mit ungeschminkter Ehrlichkeit und Lebendigkeit über alle seine Erlebnisse berichtet. — Ebenfalls im Drei-Masken-Verlag erschien von Ludwig Lewi Sohn: „Der Fall Herbert Crump“. Herbert Crump, ein junger, hochbegabter Musiker, vierundzwanzig, geht einer zwanzig Jahre älteren Frau ins Netz, in die Ehe. Die Geschichte dieser „Ehe“ — einer Hölle von Sklaverei und Erniedrigungen — bildet den Inhalt des Buches, das mit der Ermordung der Frau und Verurteilung Crumps zu zwanzig Jahren Zuchthaus schließt. Thomas Mann hat dem Buch ein sehr empfehlendes Vorwort geschrieben. — Eine lustige amerikanische Geschichte ist „Der Mann mit den Dollars“, Roman von Booth Tarkington. (E. P. Tal u. Ko., Wien 7.) Er spielt auf einer Reise, die ein amerikanischer Businessman zu seinem Vergnügen mit Frau und Tochter nach Nordafrika unternimmt. Auf dem gleichen Schiff fährt auch ein junger amerikanischer Dichter mit. Der Gegensatz zwischen Merkantilismus und Geistigkeit, die nach einem Zwischenpiel mit einer Abenteuerin ganz gut zusammenkommen, bilden neben der guten Schilderung wechselnder Landschaftsgenerien, den Hauptinhalt des recht amüsanten Buches. — Thornton Wilder gibt in dem Buch „Die Brücke von San Luis Rey“ (ebenda) eine Metaphorik der Liebe in fünf Aspekten. Mit großer Spannung folgt man den Lebensläufen von fünf Personen, die schließlich zur gemeinsamen Katastrophe und damit zugleich zur kunstvollen und logischen Krönung ihrer Existenzen führen.

Nordische Erzähler.

Andreas Hauklands autobiographischer Roman „Ol Jörgen“ (Wolff Sponholtz, Verlag, Hannover) ist zunächst die Schilderung einer armutbeladenen Kindheit. Ol Jörgens Leben ist eine einzige, endlose Wanderchaft zwischen Bauernhöfen, Sägewerken und Minen. Eines Tages fühlt er den inneren Zwang, alles, was er erlebt, gelitten und geliebt hat, in Worte zu fassen. Er muß schreiben, sein Leben niederschreiben, wie es andere getan haben, deren Bücher er in den Volksbibliotheken verschlungen hat. Ol Jörgen ist Hauklands eigene Lebensgeschichte, ein Buch voll unerbittlicher Wahrheit und Leidenschaft, geschrieben in der Sprache der Primitiven, von denen die moderne Kunst viel gelernt hat. — Ein norwegischer Epiker ganz großen Formats

ist Gabriel Scott, der in seiner Heimat neben Sigrid Undset und Olaf Duun gestellt wird. Sein neuer Roman: „Kristofer mit dem Zweig“ (Otto Ruitow, Verlag, Lübeck), ist wieder ein tief beglückendes Menschenbuch. Dieser Kristofer, so innig mit der Natur verwachsen, so fähig zu erleben und zu erleiden, findet nach seiner traurigen Kindheit sein Leben hoch oben auf dem Fjeld so reich und wundervoll, daß man sagen möchte: seine Geschichte gibt dem Leben einen neuen Sinn. — Ragnar Solmström erzählt in „Jonas Odmarks Geschichte“ (S. Enaels horns Nachf., Stuttgart), das Geschick eines unehelich geborenen schwedischen Bauern. Es offenbart sich darin die ganze Gegensätzlichkeit des Nordens, sowohl die der Landschaft als die der Menschen. Wie eisigstarre Winterstille abgelöst wird von heubuttischer Sommerhitze, so steht auch verhärtete Moral im Kampfe mit dem Drang des Blutes und mancher natürlichen Herzensregung. — Einar Christiansens „Ottilie“, Roman. Übertragung aus dem Dänischen von Else v. Hollander-Losow. (Verlag Georg Westermann, Braunschweig), ist ein starkes, schönes Lebensgemälde, das das Schicksal von Urgroßmutter und Urenkelin nebeneinanderstellt. Ähnliche Anlagen leben in beiden, aber ihr Schicksal ist so verschieden, wie es das Schicksal zweier Menschen ist, die durch ein Jahrhundert getrennt sind. Jene, die vor hundert Jahren lebte, wuchs in Kurland auf und wurde die biederere Frau eines biedereren Bürgers, dem sie eine große Kinderschar schenkte. Was an Romantik und Poesie in ihr lebte, verblüht und erwacht nur einmal, als sie als reife Frau dem Manne begegnet, den sie hätte lieben können. In der Urenkelin lebt das Singen und Klingen, das in der Ottilie von einst war, stärker wieder auf, doch ihr vergönnt das Leben nicht den behüteten Frieden des Heims. Im fremden Lande vergeht sie, eine gebrochene Blüte, wie in Vorwurf und Anklage gegen das Leben, das gegen seine reinsten und reichsten Geschöpfe unerbittlich grausam sein kann. Besonders den Frauen wird dieses Buch viel zu sagen haben, da es hineinspiert in die verborgensten Wege des weiblichen Fühlens.

„Der Mensch und seine Ahnen.“

(Verlag Ullstein, Berlin.)

Ein Weg- und Streitgenosse des großen Aufklärers Haedel, in inniger Freundschaft mit dem alten Kämpfer verbunden, Vollstrecker seines letzten Willens, ist Friedrich Maurer, Direktor des anatomischen Instituts zu Jena, wie kein anderer berufen, das große zusammenfassende Werk vom Werden des Menschen zu schreiben. Mit einer den Stoff bis in die letzten Einzelheiten beherrschenden Klarheit entrollt er das ungeheure Tatsachenmaterial für die Abstammung des Menschen. Dabei wird er niemals lehrhaft und ermüdet nie durch weitläufige Einzelheiten. Ob er uns die Wunder der Entwicklung entziffern, ob er uns die tiefen Zusammenhänge aufdeckt, die alles Lebende verbinden, ob er den Menschen aus dem Dunkel seiner tierischen Abstammung allmählich aufsteigen läßt, immer greift er ins Rote, immer weiß er zu packen und zu fesseln. 338 Abbildungen, davon 218 zum Teil noch un veröffentlichte photographische Aufnahmen des Verfassers und anderer hervorragender Gelehrter auf Kunstdrucktafeln sind dem Buche beigegeben. Alle Stadien der Entwicklung fast aller Wirbeltiere sind im photographischen Abbild festgehalten, ebenso die Schädel aller Rassen der Eiszeitmenschen.

„Doktor Dolittles Tieroper.“

(Williams u. Ko., Verlag, G. m. b. H., Berlin-Grünwald.)

Eugh Lofting, der unerschöpfliche Biograph der vielgeliebten Dr. Dolittles, schenkt uns jetzt seinen vierten, nicht minder schönen und heiteren Dolittle-Band. Nach der Tierzirkus die Tieroper. Für sie entdeckte er Pipinella. Was aber ist Pipinella? Niemand geringeres als die große Koloraturfängerin aller Zeiten, der unvergleichliche Kanarienvogel! Sie und ihr früherer Gatte Zep, den der Doktor aus dem Elend eines verwahrlosten, dunklen Kramladens holt, um ihn ebenfalls in das Rampenlicht des Weltbühnen zu stellen, sind die beiden Stars. Amstel, Drossel, Fink und Star aber und die ganze Vogelschar, die komischen Vögelchen eingeschlossen, sind Chor und Statisten. Die Oper erobert die Metropole der Welt im Sturm. Und Dr. Dolittle sowie seine Tiere, als Schauspieler der mitaufgeführten Puppentheater-Pantomime, werden noch berühmt und beliebt und verdienen so viel Geld, daß sie gar nicht wissen, wozu damit. Sie müssen eine Tierbant gründen, um all die Pfunde und Schillinge für arme Vierfüßler und Zweifüßler zu sichern. Dazwischen passieren noch die allfassen und aufregendsten Abenteuer.